

Andrea Temme  
Kröten schlucken

THELEM



Andrea Temme

# **Kröten schlucken**

Fiktion nach Aktenlage

THELEM

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek**

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available at <http://dnb.d-nb.de>.

Die Rechte an allen enthaltenen Bildern liegen bei der Autorin.

ISBN 978-3-95908-720-9

© 2024 THELEM Universitätsverlag  
und Buchhandlung GmbH & Co. KG  
Dresden und München  
[www.thelem.de](http://www.thelem.de)

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Gesamtherstellung: THELEM  
Umschlaggestaltung: Viktor Hoffmann (THELEM)  
Made in Germany

*Der Tod liegt nicht  
im Sich-nicht-mitteilen-können  
sondern im Nicht-mehr-verstanden-werden-können.*

– Pier Paolo Pasolini

*Story scheint zu sagen, dass alles mit einem Grund geschieht,  
und ich sage dagegen: Nein, tut es nicht.*

– David Shield „Reality Hunger“



# Inhalt

Kröten Schlucken. Fiktion nach Aktenlage.....	9
Danksagung .....	216
Anhang .....	217
Über die Autorin .....	220
Walter Schmitz:	
»Kröten schlucken«, eine grausame Metapher – oder: Von den Illusionen der Erinnerungskultur. Zu Andrea Temmes Roman .....	221
Stammtafel Haußmann/Kramer .....	252
Stammtafel Berger .....	253
Erläuterung zu den Personen .....	254



# 1

Als Großmutter Hilde starb und ihre Wohnung ausgeräumt werden musste, drückte mir meine Mutter eine Kiste mit Fotos, Briefen, Postkarten und Dokumenten in die Hand. Fast ein Jahrhundert Leben. In einer alten, abgegriffenen Pappschachtel.

Damals konnte ich keinen Blick in diese Schachtel werfen. Es ging einfach nicht. Ich bin bei Hilde aufgewachsen. Meine Kinderjahre. Meine Zeit als Teenager. Sie war mir immer näher als Mutter. Und als sie starb, hatte ich den Boden unter den Füßen verloren. Das war nicht nur ihr Tod. Das war auch meine Trennung nach zwölf Jahren Ehe. Das war Erschöpfung nach jahrelangen sinnlosen Kämpfen. Mit meinem Mann und mit mir selbst. Erschöpfung als Alleinerziehende. Erschöpfung nach zwei Umzügen, Geldknappheit, Kinderrösten. Ein Neuanfang. Aufbruch ins Ungewisse. Da waren auch Nebel und Schmerz und nicht Wahr-Haben-Wollen. Hilde war tot. Und ich am Ende.

Hilde hatte mich zu sich genommen als ich drei Jahre alt war. Ich weiß nicht, ob Mutter sie gebeten hatte oder sie selbst meinte, dass es so nicht weitergehen konnte. Meine Eltern hatten ein kleines Geschäft betrieben und wenig Zeit. Auch kaum Geduld. Auch keine Freude an mir. Ich war auch nicht vorgesehen. Man könnte auch sagen, ungewollt.

Mein Vater war Erbe eines kleinen Geschäftes. In dritter Generation. Sein Vater war aus dem Krieg nicht heimgekehrt. Er blieb in der britischen Zone. Vaters Bruder war dreiundfünfzig »abgehauen«, in den Westen. Zu diesem Vater. Auch mein Vater hatte versucht, zu fliehen. Aber zweiundsechzig waren die Grenzen nicht mehr durchlässig. Sie haben ihn aus dem Zug geholt und nach Hause geschickt. Es hätte auch anders ausgehen können. Er hatte Glück. Er konnte eine Rückfahrkarte vorweisen. Also blieb er im Lande und half seiner Mutter, die in keine andere Zone und auch das Geschäft nicht aufgeben wollte. Ein kleiner Lebensmittelladen war das, was sie Geschäft nannten. Nichts Besonderes, aber die Arbeit war schwer

und nervenaufreibend. Die ganze Beschaffung war schwierig, Personal durften sie nicht einstellen und am liebsten hätte die sozialistische Plankommission der Stadt oder wer auch immer dafür zuständig war, sie enteignet. Kinder wollte mein Vater nicht, auch Mutter kam es ungelogen. Sie hatte gerade erst ihre Ausbildung beendet. Wollte leben. Lernete dann meinen Vater kennen. Wurde schwanger. Stieg in das Geschäft ein. Hätte es die »Pille« damals schon gegeben, so Mutter Jahre später zu mir, wärest du nicht auf der Welt. Dies war wohl auch der Grund für eine stille Abneigung, die uns bis heute verbindet. Und wohl auch der Anlass für Hilde, mich zu sich zu nehmen. Hilde hatte sich früh berenten lassen und Zeit für mich, dieses ungewollte Kind. Auch hinreichend Geduld und Zuwendung und Gespräch. Auch eine gewisse Strenge und merkwürdige Verbote. Hilde wusste, was ein Kind braucht. Sagte sie jedenfalls. Hilde selbst war ein unerwünschtes Kind. Unehelich vor allem. Und ebenso ein Oma-Kind. Alles wiederholt sich. War solch ein Hilde-Spruch. Und Gelegenheiten für diesen Spruch gab es viele. Ich verwende ihn inzwischen auch.

Wie ein heimatloses Vögelchen. Dachte ich, wenn Hilde vor mir saß. Klein und schmal und traurig. Aber Hilde gab nie auf. Auf ihre Art kämpfte sie sich durchs Leben. Und sie kämpfte auch um mein Leben. Dazu gehörte: Abwendung eventueller Forderungen oder Einmischungen der staatlichen Organe der Jugendhilfe, meine Taufe und Anmeldung zum Konfirmationsunterricht, Abmeldung vom staatlichen Kindergarten. So hatte Oma Hilde sich das vorgestellt. Mit mir und dem Leben damals.

Und dann gab Mutter mir mit dieser Wegwerf-Geste die Schachtel mit all den Papieren und es stand auch oben auf dem Pappdeckel, dass diese für mich sein sollte und dennoch konnte ich damals und auch jahrelang nicht hineinschauen.

Hildes Pappschachtel mit ihrem Vermächtnis, landete mit einigen anderen Papieren, Büchern und Fotoalben im Keller. Gut gegen Staub und Feuchtigkeit geschützt. Ich warf gelegentlich einen Blick darauf, ließ aber alles unberührt. Bis eines Tages ein Jahrhundertre-

gen den Keller unter Wasser setzte und ich mich entschloss, die gut verpackte Kiste nun doch hoch in die Wohnung zu tragen, zumal die Jahrhunderte inzwischen immer kürzer wurden und immer wieder das Wasser durch die Lichtschächte schoss. Gerettet habe ich die Schachtel, meine Tagebücher, Kinderzeichnungen meines Sohnes und die Fotoalben aus mehreren Jahrzehnten.

Ich schob die Kiste unten in den Wäscheschrank und vergaß sie wieder.

Dann aber holte ich alles in mein Arbeitszimmer.



## 2

Hilde, eigentlich Hildegard, 1915 geboren, ist sehr alt geworden. In den letzten zwanzig Jahren hatte sie ihre Wohnung kaum mehr verlassen. In ein Heim wollte sie nicht. Fast blind und im Rollstuhl wurde sie von einer polnischen Pflegerin aus Poznań versorgt. Die beiden teilten sich die Wohnung, Oma im ehemaligen Schlafzimmer, Irina im Wohnzimmer. Alle vier Wochen fuhr Irina nach Hause, dann übernahm meine Mutter. Und manchmal ich oder mein Bruder über die Wochenenden. Hilde war also nie allein, erzählte viel, stritt sich auch, weinte, lachte.

Ihr Haushalt damals war schnell aufgelöst. Viel hatte Hilde nicht angesammelt. Die Möbel noch aus den dreißiger Jahren, etwas Geschirr, Bücher, Radio, Fernseher, Bettwäsche. Eine Briefmarkensammlung. Von ihrem Mann Richard.

Den hatte ich nie kennengelernt. Der war, wie Hilde immer sagte, in Bautzen geblieben. Fünfundvierzig. Ich fragte damals nicht weiter nach und mit den Jahren ist diese Frage, wenn es je eine Frage war, irgendwo im Nebel aller ungefragten Fragen untergegangen. Es gab so viel, worüber man nicht sprechen sollte, so viele Fragen, die man lieber nicht stellen sollte, so viele halbe Sätze, an denen man sich verschluckte oder die man anders enden ließ, dass ich über diesen Richard nicht mehr nachdachte. Vermisst hatte ich ihn auch nicht. Wie man niemanden vermisst, den man nicht kennt. Etwas Besonderes schien mir seine Abwesenheit nicht zu sein. So mancher Großvater fehlte, weil er im Krieg gefallen, unter Trümmern verschüttet, in Kriegsgefangenschaft geblieben oder nach wie vor vermisst wurde. Und Hilde sagte diesen Satz mit Bautzen auch nicht oft, aber immer so, dass man nicht nachzufragen hatte. Oder brauchte. Oder konnte.

Als Kind dachte ich, wenn Hilde Bautzen erwähnte, an einen weit entfernten Ort, oder etwas im Westen, wo man so einfach nicht hinkam. Später wusste ich, wofür die arme Stadt ihren Namen hergeben musste. Wenn die Leute Bautzen sagten, meinten sie selten

die Stadt, viel mehr das Gefängnis. Oder ein Lager. Den Gulag der DDR.

Sag das nicht zu laut, sonst kommst Du nach Bautzen. Hieß es in meinen Kindertagen. Eine Stadt also und ein Lager. Stasi Knast und Todesort. Dennoch habe ich, wenn ich das Wort Bautzen gehört oder gelesen habe, nie an Hildes Mann Richard gedacht. Ich habe fast nie an Richard gedacht. Er wurde auch selten erwähnt. Außer von Oma Hilde und immer nur, dass er in Bautzen geblieben war. Was Vieles heißen konnte.

Auch Mutter erwähnte ihn nicht. Sie kannte ihn kaum. Als er in Bautzen blieb, war sie vier oder fünf Jahre alt. Auch wird sie, wie wir alle, nicht nachgefragt haben.

Ich sehe mich mit Hilde in der kleinen Küche sitzen, an dem großen Tisch mit ausziehbarer Waschschüssel, auf den wenig bequemen Holzstühlen, neben dem Siemens-Herd. Oder ich sehe mich als Kind neben Hilde im Ehebett liegen. Das heruntergelassene Rollo baumelnd im Mittagwind. Ein schmaler Streifen Licht quer über den dunklen Möbeln. Ich lese in Mosaikheftchen, die mir Vater bei seinen Besuchen mitbrachte. Während Hilde schläft. Oder ich spiele mit Knöpfen aus Hildes Nähkästchen auf der Bettdecke. Oder wir sitzen abends zusammen im Wohnzimmer mit dem Ofen und dem verglasten Bücherschrank und sehen im Fernsehen Musiksendungen oder Springreiten oder Tatort. Westfernsehen. Und wenn es an der Tür klingelt, schaltet Oma Hilde schnell auf ein anderes Programm um, zieht aber hinter sich immer die Wohnzimmertür zu, bevor sie die Haustür öffnet.

Hilde hat nie wieder geheiratet. Erst hatte sie das Kind, meine Mutter, den Krieg und schlechte Zeiten, dann Arbeitskollegen bei der Reichsbahn, dann die Nachbarin, Frau Schuster, die Leute vom Chor, einmal auch einen Herrn, einen Witwer mit Absichten, dann mich. Sie hatte den Schrebergarten, ein paar Leute auf der Straße, später die jungen Männer vom Zivildienst und zum Schluss Irina. Aber geheiratet hatte sie nie wieder.

Hilde blieb über die Jahre vermählt mit einem, der in Bautzen geblieben ist.

Sie ist auch nie wieder umgezogen. Wohnte über sechzig Jahre in ihrer kleinen Neunundvierzigquadratmeterwohnung, die sie neununddreißig zusammen mit Richard, ihrem Mann, kurz nach der Hochzeit bezogen hatte. In ihrer Wohnung wurde auch selten etwas verändert. Irgendwann musste der alte Siemens-Herd ersetzt werden, irgendwann gab es einen neuen Fernseher, eine Waschmaschine, einen Kassettenrekorder.

Manchmal, wenn Hilde von Richard, ihrem Mann erzählte, und dabei nicht über Bautzen sprach, kam sie ins Schwärmen. »So ein gutaussehender Mann! Ein wenig schwierig war er. Na, welcher Mann ist das nicht«, sagte sie dann mit einem Lächeln. Und erzählte noch, dass er bei Pffegelttern aufgewachsen ist. Im vornehmen Steglitz. In Berlin. Und sich deshalb sehr gut benehmen konnte.

Mal sprach sie von Dresden, mal von Berlin. Aber da sie auch über Dresden und Berlin sprach, wenn sie über sich selbst sprach, brachte ich meist alles durcheinander.

Jetzt hatte ich also diesen alten Pappkarton. Und Zeit.

DAS NEUE SERIENGESCHIRR

*Edelweiss*



  
*Eschenbach*  
Bavaria



**Walter Held, Magdeburg**  
Breiter Weg 196/97

### 3

Ich wollte systematisch vorgehen und begann zu sortieren. Hier einen Haufen mit Briefen und Karten, dort die Fotos, Geburtsurkunden, Familienbuch, Arbeitszeugnisse, Schulzeugnisse. Schmale, abgegriffene, mit bräunlichem Leinen überzogene Fotoalben. Ein Haushaltsbuch, Rechnungen von neununddreißig, der Wehrpass von Richard.

Ich schuf mehrere Ordnungssysteme, sortierte wieder um, sortierte neu, ließ es so. In den Briefumschlägen waren selten Briefe. Nur Karten mit wenig Text. Glückwünsche zur Verlobung, zur Hochzeit, zur Geburt des Kindes. Ein, zwei Briefe von der Schwester. Ein Brief von Hildes Tante aus Berlin, ein Brief von Albert, Richards Stiefvater. Wie ich heute weiß. Aus dem Jahr 1963.

Ganz rührend der kleine Hefter mit all den Rechnungen über gekaufte Möbel, Besteck, Wickelunterlagen, Schrauben, Elektroanschlüsse, Bettwäsche und Brandversicherungen.

Auch Hildes Arbeitszeugnis vom 13.04.1939: »Ihr Ausscheiden aus unserer Dienststelle erfolgt auf eigenen Wunsch, da sie sich zu verheirateten gedenkt. Wirtschaftskammer Mittelbe.«

Ich denke eine Weile über die Formulierung »auf eigenen Wunsch« nach. »Voraussetzung für die Bewilligung des Ehestandsdarlehens ist: [...], dass die künftige Ehefrau ihre Tätigkeit als Arbeitnehmerin spätestens im Zeitpunkt der Eheschließung aufgibt oder im Zeitpunkt der Einbringung des Antrags bereits aufgegeben hat.« So steht es im Gesetz zum Ehestandsdarlehen. Damals neununddreißig.

Sofort fällt mir der Ehekredit in der DDR ein. Der wie im dritten Reich »abgekindert« werden konnte. Aber arbeiten durfte die Ehefrau weiterhin. Musste sie auch.

Interessant und verstörend all die Sachen über Hildes Vater. Der nach einer Lehre zum Feinmechaniker in Dresden seit 1907 eine, wie Hilde immer betonte, beachtliche Karriere in der Armee vorzuweisen hatte. Erst in der königlich sächsischen, dann als Waffenmeister im ersten Weltkrieg und auch im zweiten Weltkrieg und nahtlos übergehend

als Ingenieur bei der Deutschen Reichsbahn in Magdeburg. Wie ein Dienstausweis mit mehreren Auszeichnungen aus den fünfziger Jahren es mir sozusagen schwarz auf weiß vor Augen führt. Das alles hatte mir Hilde damals nicht gezeigt. Auch das Hochzeitsfoto nicht, auf dem sie ganz in Weiß auf den Stufen irgendeines Standesamtes neben einem gutaussehenden jungen Mann steht, ein Büchlein in der Hand, daneben ihr Vater in schönster Uniform und ihre Mutter in einem schlichten Kleid. An der Seite Richards stand niemand. 1939 war das, wie ich der Datumszeile auf der Rückseite der Fotografie entnehmen kann.

Schließlich die Fotoalben. Es waren zwei, die Richard, mein unbekannter Großvater, als junger Mann angelegt hat. Oder hat anlegen lassen. Die Beschriftungen lauteten »Richard mit Lisbeth im Park« oder »Richard bei minus 20 Grad vor der Tür«.

Die Fotos winzig. Mit dicken, zackigen Rändern.

Ich wollte mehr sehen. Erkennen. Auf diesen kleinen Fotos. Sitze nächtelang am Computer. Wie eine Schmetterlingsforscherin vor dem Mikroskop. Zoome mir meinen Großvater heran und heraus. Aus briefmarkengroßen Fotografien des vorigen Jahrhunderts.

Da steht er. Stand er. Schuluniform, das schreiende, zappelnde Enkelkind seiner Pflegemutter auf dem Arm. Irgendwo in einem Berliner Stadtpark. Das weiß ich, weil es mir erzählt wurde. Das mit dem Stadtpark und dem Kind.

Dann: Richard, vierzehn, fünfzehn Jahre alt. Artig sitzend, die Bibel in der Hand. Der Aufdruck eines Fotografen auf der Rückseite. Starke Pappe, silberner Aufdruck. Zur Erinnerung an die Konfirmation 1927. Dazu die Urkunde. Zionskirche in Dresden.

Oder mit seiner Mutter, seinem Stiefvater auf einer Anhöhe bei Dresden. Er etwas abseitsstehend. Lodenmantel, Anzug, Krawatte, Handschuhe in der linken Hand. Ernster Blick. Oder in Freizeithosen der Zwanziger Jahre. Im Schnee. Lächelnd. Oder ein Passbild, Seitenscheitel, hohe Augenbrauen. Wieder sehr zart, aber gutaussehend. Etwas wohlherzogen vielleicht oder unsicher lächelnd. Mit drei Damen

zu seiner Linken oder am Schreibtisch, im Büro. Große, wache Augen. Dann, dasselbe Büro, andere Perspektive, er über ein Blatt Papier gebeugt.

Oder: Telefon, moderne Schreibtischlampe. Wieder im Anzug, die Arme hängend, etwas misstrauisch blickend. Oder: vor dem Gartentor des Hauses seiner Pflegemutter in Magdeburg. 30iger Jahre also. Oder: die Arme verschränkt, weißes Hemd, Weste, Krawatte, leicht seitlich, gespannter Blick. Familienbild im Wohnzimmer seiner Mutter in Dresden. »Blitzaufnahme mit Selbstauslöser«. Steht in kleiner Schrift unter dem Foto. Oder auf dem Fußboden sitzend, im Anzug, im bürgerlichen Wohnzimmer seiner Vermieterin in Magdeburg. Reichspräsidentenstraße. Zusammen mit fünf Frauen. Oder mit Mantel und drei Frauen und Baskenmütze im Schnee. Eine Harzreise. Dann wieder im Büro, mit weißem Kittel, Brille und Pomade im Haar. Mit Blick in den Tischkalender. Sehr männlich plötzlich, fast verwegen, wieder die Arme verschränkt, wieder im Anzug. Juni neununddreißig. Hochzeitsreise. Oder zeitunglesend auf einer Bank. Dann im Anzug, auf der Wiese sitzend, ein lächelndes Kind auf den Knien. Meine Mutter. Er selbst sehr zart, sehr vorsichtig, sehr steif. Oder vor dem Wohnhaus, in der Straße, in Uniform. Die ihm nicht steht. Das Kind an der Hand. Dann eine Brücke in Dresden. Das Kind blickt auf das Wasser. Dahinter, Richards Mutter, blickt auf das Kind. Mit Abstand, seitlich, Richard, als gehöre er nicht dazu.

Wieder in Uniform. Dann im Garten hinter dem Haus. Im Gartenstuhl, sein Kind, vielleicht zwei Jahre, mit kleiner Hand auf seinem Knie.

Alles schwarz/weiß. Große Fotos, kleine, glatt geschnitten oder mit kunstvollen Rändern. Bilder von Richard. Meinem Großvater.

Abends sitze ich mit dem Album auf dem Schoß vor dem Computer, löse vorsichtig Bild für Bild heraus und scanne ein Foto nach dem anderen in eine Datei, die ich »Richard« nenne. Vergrößere die Bilder, bis die Pixel fast nichts mehr erkennen lassen und erforsche sein junges Gesicht. Die ganze Nacht hindurch.

Hilde hatte recht. Er war ein gutaussehender, auch immer gut gekleideter, junger Mann. Dunkles Haar, dunkle Augen. Vorsichtig, ernst, oft etwas abseitig, blickt er in die Kamera. Immer allein. Ganz selten in großer, fröhlicher Runde. Aber da sind auch Bilder, unter denen steht Ohma mit h, Mutter und Vater. Und immer auch diese Lisbeth und ein Kind. Dann der Zwinger in Dresden, das Schloss in Sancoussi, Ausflüge in den Harz, Magdeburg, Berlin, dann wieder Dresden, im Büro, im Park, auf der Straße. Denkmäler hat er fotografiert und Häuser und Landschaften.

Allmählich wird er mir vertraut. Beginne ich ihn zu betrachten, wie einen verlorenen Sohn. Bedauern. Das Schwinden der Gleichgültigkeit. Ich versuche Ähnlichkeiten zu finden, bei mir, meiner Mutter. Die Art zu lächeln vielleicht oder die Angewohnheit, beim Laufen, den Kopf gesenkt zu halten. Er weist den Betrachter ab. Als würde er widerwillig fotografiert. Er dreht sich nicht um oder reißt die Hände vors Gesicht. Er dreht sich einfach nur etwas zur Seite und schaut zu Boden.

Ich versuche die Zeit zwischen den Bildern zu füllen und gehe jedem Zeichen, Wort und Hinweis nach. Als gäbe es da ein Geheimnis. Zwischen den Bildern. Die Auslassung.

Ich sitze Wochen und scanne alle Dokumente, Fotos, Schnipsel, Postkarten und Notizbücher. Die Datei füllt sich, ich ordne nach Zeiten. Nach Orten. Nach Gefühl. Ich will wissen, wer das war. Mein Großvater. Dieser Richard. Der Unbekannte.

Ich frage meine Mutter. Sie achselzuckend: »Ach Kind. Was Du immer wissen willst.«

Mutter sieht abwesend an mir vorbei. Sagt schließlich: »Ich weiß das alles nicht.«

»Interessiert es dich nicht? Es ist immerhin dein Vater.« Versuche ich zu fragen. Sie winkt ab und sagt: »Wozu? Ich hatte keinen Vater. Das ist alles. Im Übrigen ist es nicht gut, in der Vergangenheit zu wühlen. Im Leben muss man immer nach vorne schauen.«

Ich schau aber nicht nach vorne, ich suche da auch nichts. Ich suche rückwärts. Als suche ich Halt in der Gewissheit des Vergangenen.

Und allmählich befällt mich ein Fieber oder eine Sucht, ein ganz merkwürdiger Zustand der Raserei. Ohnmacht Verlust. Schmerz. Trauer. Um einen Unbekannten. Um einen selten besprochenen Großvater. Um einen, der in Bautzen geblieben ist.

Und betrachte Fotos in der Endlosschleife.

Richard. Eine Auslöschung. Bei minus zwanzig Grad vor der Tür.



## 4

Irgendwann suche ich Bautzen. Im Computer. Ich gebe in die Suchmaschine ein: Lager, Bautzen.

Die Maschine macht mir folgende Vorschläge:

1. Speziallager-Wikipedia.
2. Justizvollzugsanstalt Bautzen-Wikipedia.
3. Totenbuch Speziallager Bautzen/Gedenkstätte Bautzen.

Ich studiere das Totenbuch, finde aber seinen Namen nicht. Ich finde Richard nicht.

Ich schreibe eine Mail an die Gedenkstätte. Ich schreibe, was ich weiß: Geburtsdatum, letzter Wohnort, die Vermutung, dass er in Bautzen geblieben ist. Ich weise mich aus als berechtigt Fragende. Geburtsurkunde, Ausweis, der Name meiner Mutter. Ihre Geburtsurkunde. Ich frage, ob er dageblieben ist. In Bautzen. 1945.

Und in meinen Träumen leuchtet permanent dieses Wort SPEZIALLAGER auf, wie ein mit Blaulicht fahrender, Rettung suchender Gedankenstrom, der nicht zum Stillstand kommt.

Ich wache morgens um fünf Uhr auf und schalte noch im Bett liegend das Tablet an.

Ich lese auf der Webseite der Gedenkstätte Bautzen:

In den Haftanstalten Bautzen I und II wurden während des ›Dritten Reiches‹, der sowjetischen Besatzungszeit und der SED-Diktatur politische Gegner unter unmenschlichen Haftbedingungen gefangen gehalten. Die ständige Ausstellung, die sich teilweise noch im Aufbau befindet, dokumentiert die Leiden der Opfer und zeigt die politisch-historischen Zusammenhänge auf. Zu besichtigen sind neben den Ausstellungen u. a. die Arrestzellen, der Isolationstrakt und die Freiganghöfe.

Gern schicken wir Ihnen Informationsmaterial zur Gedenkstätte Bautzen per Post zu. Geben Sie bitte Ihre Postanschrift an.“

Ich gebe meine Postanschrift nicht an. Warum, weiß ich nicht. Ich könnte nach Bautzen fahren. Morgen. Am nächsten Wochenende.

Ich stelle mir Richard vor, im Kreis laufend. Im Freiganghof. Die Hände auf dem Rücken. Den Kopf gesenkt. Abweisend.

Weiter lese ich:

Sowjetisches Speziallager 1945-1950, Nach Ende des Zweiten Weltkrieges nutzte die sowjetische Geheimpolizei das ‚Gelbe Elend‘ als Speziallager. Anfangs diente es zur Internierung von Funktionären des NS-Regimes und Personen, die die Besatzungsmacht als gefährlich ansah. Ab 1946 wurde es aber zu einem Haftort der Unterdrückung politischer Gegner der Besatzungsmacht. Unter konstruierten Anschuldigungen wie ‚antisowjetischer Propaganda‘ oder ‚Spionage‘ wurden Oppositionelle verurteilt und auf Jahre vollkommen von der Außenwelt isoliert.

Richard ist damals in Bautzen geblieben. Neunzehnhundertfünfundvierzig. Hat Hilde gesagt. Mehr nicht. Immer wieder nur diesen Satz. Hat sie jemals erfahren, was mit ihm geschah? Ich rufe am Nachmittag, noch im Büro sitzend, meine Mutter an:

»Nicht, dass ich wüsste.«

In ihrer Stimme eine Abwehr.

Richard steht nicht im Totenbuch.

Es gibt Bücher, Berichte, die Auskunft geben, was damals geschah, wie es Inhaftierten erging. Ich könnte sie bestellen. Mit 5,50 oder 8,50 Euro sind sie nicht teuer.

Ich lese weiter, dass es vor allem darum ging, die Internierten von der Außenwelt zu isolieren. Dass es sich vielfach um Funktionäre des NS-Regimes handelte. Um:

Zellenleiter, Blockleiter, Inhaber leitender Funktionen der NSDAP sowie Führer nationalsozialistischer Jugendorganisationen, Leiter des Volkssturmes, offizielle und inoffizielle Mitarbeiter der Abwehrstellen der verschiedenen Betriebe sowie Mitarbeiter der Gestapo, Bauern und Großgrundbesitzer

(welche insbesondere sowjetische Zwangsarbeiter bzw. Kriegsgefangene beschäftigten), Zeitungsinhaber und Redakteure (besonders Kritiker des Sowjet-system und überzeugte nationalsozialistische Propagandisten), Personen, die das NKWD als politisch gefährlich ansah.«

Also war Richard ein gefährlicher Mann. Vielleicht.

Ich betrachte noch einmal die Fotos.

## 5

Allmählich verändert sich mein Leben. Ich gehe seit Wochen nach der Arbeit nirgends mehr hin, sondern sofort nach Hause. Ein schnelles Abendbrot, dann an den Computer. Ich benehme mich, als hätte ich einen Auftrag.

Ich werde von vorne anfangen müssen. Richard neu erschaffen.

Die schlechte Handschrift seiner Geburtsurkunde. Buchstaben aus alter, verstaubter Zeit. Eine Abschrift aus dem Jahr 1939. Mit Reichsadler und Hakenkreuz. Null Komma Sechzig Reichsmark. Gebühren bezahlt. Beglaubigte Abschrift aus dem Geburtsregister des Standesamtes Tirschtiegel. Nummer Einsdreizwei. Tirschtiegel den 30. Dezember 1911. Eine Hebamme erklärt bei seiner Geburt zugegen gewesen zu sein. Sie gibt den Namen, den Wohnort der Mutter an, auch deren Geburtsdatum, Geburtsort, ihren Stand. Elisabeth Sperling, Arbeiterin. Ledig. Vorstehend ein Druckwort gestrichen. Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben Auguste Stöber. Dann noch eine Unterschrift des Standesbeamten Wetzel. Die Übereinstimmung mit den Eintragungen im Geburtsregister wird hiermit beglaubigt. Tirschtiegel den 31. März 1939. Ein Nachtrag, an den linken Rand gequetscht, gibt Auskunft darüber, dass der Ehemann von Elisabeth Kramer, geborene Sperling, der Gießereiarbeiter Alber Kramer, dem Sohn seiner Frau, mit deren Einwilligung, seinen Namen gibt. 1921. Unterschrift: Der Standesbeamte Wetzel.

Ich versuche zunächst zu begreifen, warum Richards Mutter von Fraustadt nach Tirschtiegel geht. Zum Zwecke einer Geburt. Ich versuche das nicht nur zu begreifen, sondern mir vorzustellen. Läuft sie also los, hochschwanger oder schon Wochen vorher, allein oder mit ihrer Mutter oder Schwester oder Freundin oder gar dem Vater des Kindes. Oder nimmt sie den Zug. Mit oder ohne Begleitung??

Ich kenne diese Orte nicht, die sie durchstreift. Ich weiß nichts über Elisabeth, nichts über ihre Herkunft, nichts ist überliefert, was sie jemals gedacht oder gesagt haben soll. Eine Welt der Unbekannten. Menschen

und Orte. Richard ein Heimatloser. Eine verwischte, ausgelöschte, verschwommene, herkunftslose Existenz. Ein unbedeutendes unbekanntes kleines Leben. Untergegangen im Mahlwerk der Geschichte. Warum haben sie ihn abgeholt? Nach Bautzen verschleppt? Was verbirgt sich hinter der fragwürdigen Existenz dieses Mannes, der mein Großvater war? Er kannte mich nicht. Ich kannte ihn nicht. Mutter kannte ihn kaum. Hilde hat nicht viel über ihn erzählt.

Ich befrage den Verbund von Rechnernetzwerken, die Autonomen Systeme. Weltweit.

Wikipedia verrät mir, dass Tirschtiegel heute Trzciel heißt und eine kleine Stadt in der polnischen Woiwodschaft Lebus, Kreis Międzyrzecz, ist, an der Obra gelegen, mit etwa 2.000 Einwohnern. Trzciel leitet sich von dem altpolnischen trzcielina ab und bedeutet Schilfstängel. Ein schwankender Ort. Denke ich. Das Städtchen, erst polnisch-litauisch, dann preußisch. Provinz Posen. Nach dem ersten Weltkrieg und dem Willen des Versailler Vertrages blieb der Ort zum größten Teil deutsch, die Bahnlinie aber polnisch. Berühmt wurde der Ort offensichtlich in den zwanziger Jahren durch eine Postkarte mit dem Bild eines zwischen Polen und Deutschland geteilten »Hauses in zwei Ländern«.

Ende der dreißiger Jahre wurde in der kleinen Stadt ein Arbeitslager für Juden errichtet.

Im Sommer 1944 soll die Hitlerjugend jede Menge Schützen- und Laufgräben gegen den Vormarsch der Roten Armee ausgehoben haben. Die Rote Armee ist jedoch ohne großen Widerstand in Tirschtiegel einmarschiert. Nach dem zweiten Weltkrieg und infolge des Potsdamer Abkommens wurden die Deutschen vertrieben und die aus dem Osten vertriebenen Polen dorthin zwangsumgesiedelt.

Ich versuche mir vorzustellen, was aus Richard geworden wäre, aus seiner Mutter, wenn sie dortgeblieben wären. In diesem schwankenden Ort. Hinter den Schilfstängeln. An der Straße zwischen zwei Ländern.

Ich lese auch, dass Anna Louisa Karsch hier zu Preußenzeiten ein paar Kinderjahre verlebte.

Und hier also wurde Richard geboren. Aber warum hier, wenn seine Mutter in Fraustadt wohnte? Die Arbeiterin Elisabeth Sperling. Was hat sie veranlasst, eine stundenlange Bahnfahrt oder gar einen Fußmarsch ins fast 90 Kilometer entfernte Tirschtiegel zu unternehmen? Oder war sie zufällig auf Verwandtenbesuch. Es war die Weihnachtszeit, als Richard die Welt erblickte.

Ich beschäftige mich also auch mit dem zerrissenen Schicksal der Stadt Fraustadt, heute Wschowa. Protestantische Hochburg im katholischen Polen, zur Zeit der Wettiner heimliche Hauptstadt Polens, dann lag Fraustadt wieder in Preußen, als südwestliche Grenze der Provinz Posen. Mir fällt Irina ein. Ob Hilde mit ihr am Abend, wenn nichts mehr gepflegt und geputzt werden musste, ob sie sich darüber unterhalten haben? Ob Hilde gesagt hat – der Richard, mein Mann, der fünfundvierzig in Bautzen geblieben ist, kommt ganz aus der Nähe, kommt ganz da her, wo Sie, liebe Irina, zu Hause sind? Aus der Provinz Posen. Ob Hilde sich traute, das zu sagen? Provinz Posen und all die deutschen Namen? Abends neben Irina auf dem Sofa. Ob sie sich deswegen so gut verstanden haben?

Fraustadt. Seit achtunddreißig Niederschlesien, nach dem zweiten Weltkrieg unter polnischer Verwaltung. Die Deutschen wurden nach und nach vertrieben. Gehörte Richards Mutter dazu? Oder ist sie sogar in Tirschtiegel geblieben? Oder von dort vertrieben? Warum weiß das keiner? Vielleicht Hilde. Vielleicht hätte sie es gewußt.

Gegen Mitternacht sinke ich erschöpft ins Bett. Im Traum erscheinen mir Postkarten in schwarz-weiß mit merkwürdigen Ortsnamen, auf der Rückseite Unleserliches, mit Bleistift geschrieben, leicht verwischt. Aber auch ein junger Mann mit dunklen Augen, die Hände auf dem Rücken, zu mir herunterbeugt. Großvater spielend.

Ich geh pünktlich am nächsten Morgen ins Büro, arbeite die Akten durch, bin aber nicht bei der Sache. Ich konstruiere im Kopf familiäre Zusammenhänge. Ich komme mir vor wie ein auf Richard angesetzter Privatdetektiv. Ich observiere, ermittle, trage Beweise zusammen. Suche die Spur von Tirschtiegel nach Bautzen. Am Abend schreibe ich noch

einmal eine Mail an die Gedenkstätte, teile die Namen der Mutter und des Stiefvaters und den Geburtsort mit.

Dann lese ich mich fest in den Ausführungen des Bautzen Komitees, erfahre etwas über das »Gelbe Elend«.

1904 fertiggestellt, die modernste Strafvollzugsanstalt Sachsens. Geplant als moderner, menschenwürdiger und nach liberalen Grundsätzen gestalteter Strafvollzug.

Die Nationalsozialisten machten daraus Bautzen I und inhaftierten politische Gegner, solche wie Ernst Thälmann. Ich erinnere mich schlagartig an all die Thälmannstraßen, Thälmannschulen, Thälmanndenkmäler, Thälmannpioniere, Abzeichen, Konterfeis, Briefmarken. Thälmann der Gütige mit der Schirmmütze, Teddy genannt, in riesigen Bilderrahmen im Klassenzimmer.

»Ernst Thälmann ist mein Vorbild. Ich gelobe zu lernen, zu arbeiten und zu kämpfen, wie es Ernst Thälmann lehrt. Ich will nach den Gesetzen der Thälmannpioniere handeln. Getreu unserem Gruß bin ich für Frieden und Sozialismus immer bereit.«

Dann lese ich: vom Juni 1945 bis Februar 1950 von der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland, SMAD, als Speziallager 4 genutzt. Bei Wikipedia wiederum erfahre ich, dass dieses Lager zunächst für Nationalsozialisten, Unternehmer, Führungskräfte, Adelige sowie willkürlich Festgenommene, ab 1946 für sozialdemokratische und bürgerliche Gegner der SED gedacht war. Unternehmer, Führungskraft und den Adeligen schließe ich für Richard aus. Da er fünfundvierzig in Bautzen geblieben ist, auch den Sozialdemokraten und den Bürgerlichen.

Bleibt Nationalsozialist und / oder willkürlich Festgenommener.

Ich öffne auch hier das Totenbuch. Ein Band mit Namen, alphabetisch geordnet, läuft vor meinen Augen herab, dazu Musik: gestorben 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1955. Tausende ziehen an mir vorüber.

Ich lese bis in die Nacht hinein alles, was ich zum Speziallager 4 finden kann und kapituliere. Ambivalenzen. Taumel der Geschichte.

Wer also war Richard, der fünfundvierzig in Bautzen geblieben ist?

Wer war die Mutter, der Vater? Albert Kramer, sein späterer Stiefvater? Er hat nicht erklärt, dass Richard sein Sohn ist. Er hat ihm nur seinen Namen gegeben. Er hat ihn auch nicht adoptiert.

Ich suche in den Dokumenten, die ich eingescannt habe, nach denen, die Richards Eltern betreffen. Aber ich finde nichts. Nur ein winziges Notizbuch. Hildes Notizbuch. Mit wenigen Angaben. Geburtsdatum der Mutter, der Ort, wieder ein kleiner Ort in der Provinz Posen. Name und Geburtsdatum des Vaters, Beruf Tischler. Der Ort, ein kleines Dorf in der Neumark, früher Brandenburg, jetzt in Polen. Dann ein paar Angaben zu den Großeltern von Richard. Wieder andere Orte. Offensichtlich konnte, wollte, durfte keiner lange irgendwo bleiben.

Ich finde aber auch drei kleine Fotografien von einer Anna. Eine Schwester?

»Eine Halbschwester«. Weiß meine Mutter. »Richard hatte eine Halbschwester.«

Was aus ihr geworden ist. Will ich wissen.

Mutter weiß es nicht. Sie soll in München gelebt haben. Ab und zu kam um die Weihnachtszeit eine Karte. Mutter hat sie nie kennengelernt. Ich auch nicht. Sie hieß aber immer Sperling. Nicht Kramer. So steht es zumindest auf einem Briefumschlag.

Richard also, der Uneheliche. Ein Bastard. Ein Hybrid.

Mein Großvater. Einer von Millionen, die mit ihren Müttern weitergereicht wurden, die aus den Dörfern, den kleinen Städtchen, den weiten Landschaften als lästige Esser hin zu den Fabriken geschoben wurden. Zu Stahl, Kohle und Chemie. In die Fabriken. In die großen Städte. Die Heerscharen der Wanderbewegung. Die Aus-Wanderung. Die Binnen-Wanderung. Die Zu-Wanderung. Die Fern-Wanderung. Keine geführte Wanderung. Meist sehr lang, selten naturkundlich, mehrtägig. Wochenlang. Monatelang. Jahrelang. Der größte deutsch-kaiserliche Wanderverein aller Zeiten. Der Fußmarsch der Wirtschafts-

flüchtlinge. Streifzug durch die Wirtschaftszonen. Nahmen sie alle ihre Beine in die Hand, ein Bündel dazu und manchmal, wie Elisabeth, ein Kind oder zwei, oder alleine oder zu dritt und wanderten und wanderten. Bis sie nicht mehr konnten oder aufgehalten wurden. Sich Geld verdienen mussten, für eine Unterkunft oder ein warmes Stübchen und Milch für das Kind.

Verlorene Seelen, die in keiner Statistik, keinem Adressbuch, keiner Kirchenchronik vermerkt wurden. Reisende soll man nicht aufhalten. Die mal hier aufblitzen und mal da, die weiterziehen oder untertauchen, in Asyle gehen oder zur Heilsarmee. Obdachlose, Trinker, leichte Mädchen. Entwurzelte, Entschlossene, Gründerzeitler. Handwerker, Bauern, Tagelöhner, junge Männer. Dienstmädchen, Näherinnen, Bauerntöchter, junge Frauen. Sie gehen über die Weichsel, die Oder, die Donau, die Warthe zu Fuß oder schwimmend oder in kleinen schwankenden Booten in den Westen. Go West. Nach Berlin, oder ins Rheinisch-Westfälische. Oder noch weiter bis nach Amerika. Junges, loses, prekäres Volk, in der Annahme, in der Heimat keine Chance zu haben, woanders Glück und Auskommen finden zu wollen, zu müssen. Deren Aufenthalt erst wieder vermerkt wird als Vorstand eines einigermaßen gesitteten Haushaltes. Oder gar nirgends.

Ach, aus allen Ländern strömet  
nach Amerika neues Volk!  
Weil sie Noth und Armut kränket  
geht es ihnen auch nicht wohl.  
Denn die Theuerung treibt den Armen  
hier aus seinem Vaterland;  
ach, es ist ja zum Erbarmen  
alles flieht zum Meeresstrand ...<sup>11</sup>

Meine Gefühle pendeln zwischen Ärger und Mitleid. Ich tippe alles, was ich weiß in kostenlose Suchmasken ein, lege einen Stammbaum an, veröffentliche diesen in verschiedenen Portalen. Und werde

bombardiert mit „Heimatgeschichten, Vertriebenenverbänden, Kriegsenkelwebseiten, Namenslisten, Kochrezepten, Fotos aus Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Schlesien. Ich frage mich, was ich hier eigentlich suche.

Über Richard finde ich nichts. Nichts über Vater und Mutter, nichts über seine Großeltern. Kleine Leute halt. Da wurde nicht viel aufgeschrieben. Da und da geboren, dieses und jenes gearbeitet, hier und da gewohnt, gestorben am soundsovielten. Das war es. Ein Leben unter Millionen. Auch sie selbst haben wenig über sich berichtet. Schreibunkundig, wie sie vielleicht waren. Ein paar Erzählungen. Ein paar Lieder. Omas Küchenlieder. Deutsche Volkslieder.

An einem Fluss, der rauschend schoß  
ein armes Mädchen saß.  
Aus ihren blauen Äuglein floß  
Manch Tränchen in das Gras ...<sup>11</sup>

Und wie war das mit der Pflegemutter? Hatte nicht Hilde gesagt, Richard ist bei einer Pflegemutter aufgewachsen? Im wohlhabenden Berlin? In Steglitz?